

Alban Nikolai Herbst
über
Gert Loschütz: **Stilleben**

Da liegt die Brille, da die Zigarettenschachtel
da der Zettel für den Kaufmann: Milch und Brot.
Was wir brauchen, dort wird es notiert
als herrschte an dem Wissen darum Not.

Als ließe sich das Nötige vergessen – so furchtsam
jetzt betrieben das Erinnern: Brot und Milch.
Als gings verloren, das Erinnern und die Lust an dem
mit Zunge, Zähnen, Gaumen tun. Ach, Liebste, hilf!

Das war uns sicher, weil es nötig war und täglich
neu notiert. Jetzt flatterts überm Rand,
Die leere Zigarettenschachtel da. Und da die Brille.
Die Gläser starren blöde an die Wand.

Wie lange ist es her, daß sie ging? Oder ging ich?

Wir sitzen am Küchentisch, das haben wir uns angewöhnt, *hier* zu sitzen, seit wir wieder alleine sind, eigentlich *nur* noch hier, vom ersten Schluck Kaffee an, morgens aus dem Becher geschlürft, den Du immer „Kump“ genannt hast... daß wir jetzt lachen müssen! Na, gut, lächeln, wir geben es ja zu, Selbstmitleid: allein was tut's? Was tut's? Sie sagen, daß die Liebe bitter schmecke, es kommt uns vor, als säßen wir schon über Wochen hier und wären nicht aufgestanden, hätten nicht ferngeschaut und keine Zeitungen gelesen, nur gegessen und gegessen und geraucht. Wenigstens die Zigaretten gehen einem niemals aus. Und doch ist diese Schachtel leer. Schon wieder leer. Wie kann das angehen? Die ganze Wohnung ist wie diese Schachtel, darum stehen wir auch nicht mehr auf, es ist sowieso alles leer. Wir kramen etwas herum, wir schieben die Brille hierhin, dahin... und was ist das? Noch Deine Schrift... wie konnten wir das liegen lassen, wie das übersehen? Eine Liebesspur. Wie die Zettelchen, die du mir früher zugesteckt hast, heimlich in meine Taschen gesteckt: „Ich liebe Dich“ oder „Ich küsse Dich“ oder „Hab einen schönen Tag, Geliebter“.

Jetzt ist *Milch und Brot* daraufgekritzelt. Fehlt bloß noch *Eier, Butter, Käse*. Wieso wirft man so etwas nicht weg? Sind das die Spuren, die sie finden werden eines Tages, wenn sie nach unserer Liebe graben? Reste von Tellerrändern, ein bißchen versteinertes Holzwerkzeug und Zettel für PLUS: Prima leben und sparen?

Es ist ein sehr stilles Liebes- und Abschiedsgedicht, das der 1946 geborene, heute in Berlin und Frankfurt am Main lebende Schriftsteller Gert Loschütz 1999 in der Zeitschrift „Literaturbote“ hat veröffentlichen lassen, beinah privat... zu privat, könnte man sagen, wäre da nicht dieses eigenartige „wir“, das aus der ich möchte sagen: autobiografischen Person, die in dem Gedicht eigentlich nicht einmal mehr klagen kann, geradezu die Quintessenz eines lyrischen Ichs macht. Der - formal gesehen – pluralis maiestatis legt den Autor, den Protagonisten des Gedichtes und den Leser nicht palimpsestartig, sondern so aufeinander, daß sie wie drei Schattierungen eines- und desselben poetischen Freskos wirken. Und dann läßt er den einzigen, furchtbar hilflosen Notruf, den das Gedicht sich erlaubt, völlig fremd am Ende einer Zeile hängen. Dieses „Ach, Liebste, hilf!“ ist ja in das „wir“ nicht mehr hineingenommen, es schließt das „wir“ und „uns“ geradezu von sich weg. Leser, Protagonist und Autor rufen ins Leere. Nämlich nicht, was „wir“ – die beiden Geliebten, das Paar – brauchten, wurde auf dem Einkaufszettel notiert... es ist eben *keine* Liebesbotschaft, die der in sein blödes Herumschauen Verlorene auf dem Küchentisch findet, - sondern das Schreckliche an seinem Fund ist der Umstand, daß auf ihm das, was mir sicher und nötig war, täglich neu notiert worden ist... und daß mir Brot und Milch so nötig waren... In der furchtbarsten Alltäglichkeit sind die letzten Spuren einer Liebesgeschichte erstickt, im Treibsand geendet, in all jenen Banalitäten, die ein geregelter Tagesablauf unter jede Leidenschaft schiebt.. Sand auf der Zunge, Sand zwischen den Zähnen, Sand unterm Gaumen. Archäologen, die wir sind – man könnte uns auch Fledderer und Grabräuber nennen, das ist eine reine Perspektivenfrage – pusten wir die Ausgrabungen frei und finden einen Einkaufszettel, spätes Zwanzigstes Jahrhundert, wir streichen ihn glatt, pinseln den letzten Schmutz herunter, schweißen das Fetzen ein und heften es unter der Katalognummer 88B V 54/1999 ab: So hat sich das lyrische Ich noch um den Restaurator erweitert, den Dichter, der sich selbst fleddern muß. So flatterts über den Rand.

Immer noch schauen wir auf dem Küchentisch herum. Der Zettel ist weg. Vielleicht haben wir wieder die FAZ darüberschoben, keine Ahnung, es spielt auch gar keine Rolle. Wir sollten Zigaretten holen gehen. Wir bleiben sitzen. Die Brille. Die Gläser. Die Augen. Die Wand. Wir sitzen und sitzen. Wir schauen und schauen. „Blöde“ bedeutete ursprünglich „schwach“.

Da liegt die Brille, da die Zigarettenschachtel
da der Zettel für den Kaufmann: Milch und Brot.
Was wir brauchen, dort wird es notiert
als herrschte an dem Wissen darum Not.

Als ließe sich das Nötige vergessen – so furchtsam
jetzt betrieben das Erinnern: Brot und Milch.
Als gings verloren, das Erinnern und die Lust an dem
mit Zunge, Zähnen, Gaumen tun. Ach, Liebste, hilf!

Das war uns sicher, weil es nötig war und täglich
neu notiert. Jetzt flatterts überm Rand,
Die leere Zigarettenschachtel da. Und da die Brille.
Die Gläser starren blöde an die Wand.

Berlin, September 2002
ANH

NACHWEIS:

Gert Loschütz, Stilleben

in: Der Literaturlbote Nr. 55, Frankfurt am Main, September 1999